

Französische Ruhestörungen in Marokko.

Salamanca, 4. März. Die spanische Nationalregierung hat an die Signatarmächte der Algiercas-Abte eine Note gerichtet, in der sie auf Maßnahmen an der Grenze von Französisch- und Spanisch-Marokko hinweist.

Diese Maßnahmen, so heißt es in der Note, hätten den Zweck, Ruhestörungen in Spanisch-Marokko herbeizuführen, damit so amtliche Stellen von Französisch-Marokko unter dem Vorwand der Wiederherstellung der Ordnung und der Vermeidung eines Uebergreifens der Gefahr auf französische Stämme in die spanische Zone einmarschieren lassen könnten, wodurch die internationalen Verträge verletzt und eine gefährliche Lage für den Frieden Europas geschaffen werden würde.

In der Note heißt es u. a.: „In diesen Tagen verstärken sich die

Manöver zur Provokation eines Aufstandes unter den spanischen Stämmen.

Wenn wir auch eine entsprechende Antwort auf jeden Angriffsvorwurf im Gebiete des marokkanischen Protektorats bereit haben, so stellen wir jedoch fest, daß die Haltung der amtlichen Stellen der französischen Volksfront eine flagrant Verletzung von Geist und Buchstaben der Verträge vom 30. März und 27. November 1912 darstellen, die Frankreich und Spanien die Herstellung von Friede und Ruhe in Marokko übertragen haben.

Die spanische Nationalregierung sieht sich veranlagt, sich an die Signatarmächte der Algiercas-Abte zu wenden, auf der trotz späterer Verträge das internationale Regime von Marokko ruht, damit sie in aller Eile eine internationale Kommission ernennen, die die spanische Zone besuchen, an Ort und Stelle die Ruhe und den Frieden, die im spanischen Protektoratsgebiet herrschen, feststellen und sich von den angeführten Maßnahmen überzeugen soll.

Damit soll vermieden werden, daß im französischen Protektoratsgebiet und in der Tanger-Zone jene Manöver durch kommunistische Politik auf dem Wege über ähnlich geartete Regierungen den Weltfrieden bedrohen. Wir zweifeln nicht daran, daß der Londoner Nichteinmischungsausschuß, der sich so sehr für den europäischen Frieden interessiert, sofort Maßnahmen treffen wird, um solchen verbrecherischen Manövern zu steuern, die dem Zweck der Anwesenheit Frankreichs in Marokko und den Vereinbarungen zur Nichtmischung in spanische Angelegenheiten entgegengekehrt sind.

Noch immer Rüstungsausdrache im Unterhaus.

London, 4. März. Die dritte Lesung des Gesetzes über die Rüstungsausdrache gab am Donnerstag dem Unterhaus erneut Anlaß, zu außen- und wehrpolitischen Fragen Stellung zu nehmen.

Erster Redner war Winston Churchill, der als alter Rüstungspostel das neue Wehrprogramm natürlich rückhaltlos billigte. Er erwähnte die Regierung nur, dieses Programm nur ja strikt einzuhalten, wobei er gewohnheitsgemäß die europäische Lage in düsteren Farben malte und auch hinsichtlich der Wiederaufrüstung Deutschlands nicht mit Uebertreibungen sparte.

Nach einer kurzen Stellungnahme des Konservativen Lordus zur Preisentwicklung griff der Abgeordnete der unabhängigen Arbeiterpartei Maxton das Rüstungsprogramm scharf an, von dem er zunächst erklärte, daß es den Lebensstandard der Arbeiterschaft herabdrücke. Maxton behauptete weiter, daß die Arbeitermassen nicht hinter dem Rüstungsprogramm der Regierung stünden, sondern es bekämpften.

Die konservative Abgeordnete Lady Astor betonte, der Völkerverbund sei von politischen Mächten mißbraucht worden, und von keiner Macht mehr als von Frankreich. Wenn England jene Fehler hätte beseitigen

Wie Frankreich seine Kolonialvölker bei der Stange halten will.

„Brüderlichkeit aller menschlichen Rassen.“

Paris, 5. März. Zu Ehren des Regierabgeordneten der französischen Kammer, Gratien Candace (Guadeloupe), der gerade sein 25jähriges Jubiläum als französischer Volksvertreter feiert, wurde in Paris ein Festessen veranstaltet, an dem als Vertreter der französischen Regierung der Kolonialminister Moutet teilnahm. Dabei erklärte Moutet in einer Ansprache, daß diese Feier das Fest der großen französischen Familie sei. In der Person Candaces grüße man das Volk Frankreichs selbst. Candace sei das Symbol der Einigkeit der Rassen in dem gleichen Vaterland.

Namens der Regierung und der Anwesenden richtete der Kolonialminister dann „brüderliche Grüße“ an alle Einwohner des französischen Kolonialreiches.

Der ehemalige Ministerpräsident Albert Sarraut feierte in Candace das lebende Symbol des Kolonialreiches Frankreichs. In seiner Rede fehlte es nicht an Angriffen gegen Deutschland und Italien. Nachdem er sich gegen die deutsche Rassenlehre gewandt hatte, die er als „grausam“ bezeichnete, erklärte er u. a., daß ein „Diktator der joden ein Kolonialweltreich erobert habe“, jede Vermischung, jede gefühlsmäßige und eheliche Verbindung zwischen der Erobertrasse und den Eingeborenen verbiete. Und dies werde in der „Heiligen Stadt der Christenheit“, wenige Schritte von dem Hause des Vikars Christi, der die „Brüderlichkeit aller menschlichen Rassen“ gepredigt habe, verkündet. Wieviel schöner ist doch Frankreich, rief Sarraut aus, dieses große und edle Frankreich, das alle seine Kinder mit der gleichen Liebe umfängt (!).

Nach diesen Worten tauschten Sarraut und der Regier unter dem begeisterten Beifall der Anwesenden Umrarmung und Kuß. Der ehemalige Ministerpräsident Herriot, der Präsident der Abgeordnetenkammer, sprach mit Stolz davon, daß in Frankreich die höchsten Stellen von Regern besetzt werden können und überbrachte den Regierbrüdern von Guadeloupe und Martinique sowie in allen Kolonien die Grüße der französischen Volksvertretung. Er schloß seine Rede mit den Worten: „Ich erkläre am heutigen Abend, daß wir euch alle sehr lieben.“

können, so würde Deutschland heute noch im Völkerverbund sein und die Dinge würden viel besser stehen. Daran sei England aber von Frankreich gehindert worden. Man spreche von Deutschland immer als von dem „Großen Angreifer“. Der wirkliche Uebelstand aber sei der, daß England viel zu sehr den Fußtapsen Frankreichs gefolgt sei.

Die Ansprache wurde von Schatzkanzler Neville Chamberlain abgeschlossen, der nochmals den Regierungsstandpunkt darlegte. Die Ansprache habe gezeigt, daß im Unterhaus die Notwendigkeit der Aufrüstung allgemein anerkannt werde. Zur Frage der kollektiven Sicherheit führte Chamberlain aus, wenn man annehme, daß andere Nationen England, falls es angegriffen würde, unterstützen würden, so müsse man auch zugeben, daß England in einem ähnlichen Falle anderen Ländern gegenüber ebenso handeln müßte. Das würde eine Fülle neuer Verpflichtungen bedeuten, die England jetzt nicht habe. Das Schlagwort kollektive Sicherheit wird ständig dahin ausgelegt, als ob, wenn England die kollektive Sicherheit nur mit unterstütze, es sich viele Rüstungen ersparen könnte. Keiner Meinung nach aber bedeutet das nicht eine Abnahme der Rüstungen, sondern einen Zuwachs. Die Rüstung, so sagte Chamberlain, gelte nur für eigene Sicherheit und England werde froh sein, bei Aufrechterhaltung der eigenen Sicherheit den Rüstungsstand herabsetzen zu können.

Salamanca, 5. März. Der Heeresbericht aus Salamanca meldet, daß am Donnerstag keine wesentlichen Kampfhandlungen an den verschiedenen Fronten stattgefunden haben.

Immer mehr Ueberläufer melden sich bei Francos Truppen.

Toledo, 5. März. (Vom Sonderberichterstatter der DNB.) In Toledo trafen 50 Zivilisten mit Frauen und Kindern ein, die die nationalen Linien an der Toledofront überschritten hatten. Sie erklärten übereinstimmend, daß sie das Leben in den von den Bolschewisten terrorisierten Dörfern nicht länger aushalten konnten. Die Bolschewisten beschlagnahmten in den noch unter ihrer Tyrannei stehenden Gebieten sämtliche Nahrungsmittel und lassen der Zivilbevölkerung nicht einmal das allernotwendigste zum Leben. Auch bei den bolschewistischen Milizen läßt die Kampfbereitschaft immer mehr nach. So haben an der Toledofront verschiedene die Soldner Moskaus in die nationalen Gräben herübergerufen, daß sie nur noch solange Widerstand leisten würden, wie Madrid sich in bolschewistischen Händen befände. Am Tage der Einnahme der Hauptstadt würden alle verpönten bolschewistischen Haufen zu den nationalen Truppen überlaufen. Diese Aussage stimmt mit den Erklärungen bolschewistischer Milizen heute an anderen Fronten überein.

Das Lebensmitteldepot der Internationalen Roten Hilfe in Madrid gestürmt.

Aus Madrid wird gemeldet, daß das Lebensmitteldepot der Internationalen Roten Hilfe in der Nacht zum Donnerstag völlig ausgeraubt worden sei. In Zusammenhang damit sollen Verhaftungen in den Kreisen der Anarchisten vorgenommen worden sein.

Deutscher kameradschaftlicher Freundschaftsbeweis.

Berlin, 5. März. Von der spanischen Nationalarmee General Francos sind zwei schwerverwundete blinde, schone Offiziere der Fremdenlegion mittels Flugzeug nach Deutschland befördert worden. Sie befinden sich seit einiger Zeit in fachärztlicher Behandlung und sind in einer Berliner Klinik untergebracht. Im Einvernehmen mit dem Auswärtigen Amt hat der Deutsche Reichskriegs- und (Kryfhäuser) die Pflegschaft über diese beiden spanischen Kameraden übernommen. Für diesen Akt kameradschaftlicher Nächstenliebe hat der spanische Botschafter in Berlin seinen innigstgefühlten Dank an den Bundesführer, SS-Brigadeführer Oberst a. D. Reinhard, übermittelt.

Griechischer Petroleumdampfer in Brand.

Ungewißheit über das Schicksal der Mannschaft.

Paris, 5. März. „Paris Soir“ meldet, daß der griechische Petroleumdampfer „Lufia“, der am Donnerstag morgen von Port Vendres auslaufen sei, im Mittelmeer bei Kosas auf eine Treibmine gestoßen sei. Das Schiff mit seiner Ladung, 3000 Tonnen Benzin, geriet sofort in Brand. Die Lage für den „Lufia“ war dadurch besonders bedrohlich, daß der Dampfer keine Funkanlage besaß und nicht Hilfe herbeirufen konnte. Schließlich eilten aber einige in der Nähe befindliche Schiffe dem Dampfer zu Hilfe. Ob es ihnen gelang, die Besatzung, die aus 24 Mann besteht, zu retten, ist bis zur Stunde nicht bekanntgeworden.

Tote und verletzte Besatzungsmitglieder des griechischen Dampfers „Lufia“ geborgen. — Das Schiff gesunken.

Wie weiter gemeldet wird, sollen von der Besatzung des in den spanischen Küstengewässern auf eine treibende Mine gelaufenen griechischen Tankdampfers „Lufia“ bisher von den Küstenbewohnern zwei Leichen und mehrere Verletzte geborgen worden sein. Man vermutet, daß der größte Teil der Besatzung mit dem Schiff, das sofort nach der Explosion gesunken ist, umgelommen ist. Genauer Angaben über die Zahl der Opfer fehlen jedoch noch.



Der Regierungsrat Hilpert sah an diesem Tisch, und er zitierte die Stelle korrekt und ohne Stoden: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“

Professor Dehnhart bekam einen großen Sachanfall: „Kinder, wenn das nicht ein deutscher Tisch ist...!“

Es war wirklich ein abenteuerliches Bild, dieser große Speisesaal des Imperial Hotel, in dem alle Plätze besetzt waren; auch die sehr große und breite Veranda, die nach dem Golfplatz führte, war voll von Gästen. Der gaonische Oberkellner strahlte vor Wichtigkeit. Lautlos und schnell bedienten die Schwarzen, alle in weißen, neuen Gewändern. Die Damen hatten leichte Sommerkleider an, aber viele, die im Auto von den Farmen gekommen waren, trugen, wie die Männer, kurze Hosen, die kaum bis zu den Knien gingen. Die Herren hatten europäische Anzüge, sie trugen Akbasi, das verwaschen und schon schlecht war, mit unzähligen Taschen und kurzen Hosen, sie trugen weiße, frisch gebügelte Tropenanzüge und, wie die Damen, jedes Schmuckstück, vom hohen Reistiefel bis zum weißen Halbschuh, aus Gazellenleder.

Die Passagiere des Zeppelins sahen zum größten Teil noch zusammen. Sie fühlten sich wie Menschen aus einer Familie, die plötzlich zwischen lauter Fremde kommen. Außerdem, sie waren alle für diese Männer und Frauen aus der afrikanischen Einsamkeit wie Schaustücke aus Europa. Die Geschichte über die Ereignisse des Sturmes auf dem Viktoriasee ging schon jetzt maßlos übertrieben von Tisch zu Tisch. Da man einen Helden bewunderte, wurden die Kühnheit und der Opferwille des Hauptmanns von Granville in jedem Gespräch gesteigert. Es war sehr gut für Friedrich von Granville, daß er um diese Zeit in Entebbe sah, er hätte sich bei dem Lunch im Imperial Hotel viel ärgern müssen.

Nach der Vorkostprobe erschien Dr. Hartlieb mit einem Teil der Offiziere. Die ersten Untersuchungen des Luftschiffes waren an diesem Vormittag beendet worden, und man hatte mit Nairobi telephoniert; es stand fest, daß man wahrscheinlich in etwa sechs bis sieben Tagen weiter-

fahren könnte, vorausgesetzt, daß man vor neuen Wetterattaken, während das Schiff am Mast lag, sicher blieb.

Dr. Hartlieb hatte jetzt gar zu gerne ein paar politische Worte gesprochen. Es war eine Leidenschaft von ihm, von der gemeinsamen Arbeit der Deutschen und der Engländer und von dem ostafrikanischen Problem zu reden. Aber er hatte seine vielen Erfahrungen gemacht. Er sagte nur, er hoffe, daß dieses Ereignis bald eine gewohnte Erscheinung sein würde; er hoffe, daß der Zeppelin zweimal monatlich, einmal auf der Hin- und einmal auf der Rückreise, hier dicht am Äquator haltmache, um Post und Passagiere zu landen. „Europa ist näher gekommen oder, um es richtiger zu sagen, Europa und das innerste Afrika, nach vor hundert Jahren ein unbekanntes Stück Erde, sind nicht mehr als hundert Stunden voneinander entfernt.“

Schließlich bat Dr. Hartlieb die Passagiere, so freundlich zu sein, nach dem Essen mit ihm eine Tasse Kaffee im Rauchsalon zu trinken; er wüßte einige Mittelungen zu machen.

Auf den Juruf von Tranjebn: „Wie lange, Doktor?“ rief er: „In noch nicht acht Tagen geht's weiter!“ Daraufhin begann an allen Tischen ein Regen von Einladungen: nach dem Kibo, nach dem Mount Kenia, nach Nairobi, zu einer Rundfahrt auf dem Viktoriassee, nach Jinja zu den Riponfällen. Die Passagiere hätten ein Jahr lang damit zubringen können, nur den Einladungen dieses einen Mittags zu folgen.

Darüber war man sich allerdings klar, daß die Stadt Kampala, so groß ihr äußeres Bild war, eine greuliche Angelegenheit sei. Roter Staub wehte über alle Straßen, eine kleine, kümmerliche Gartenanlage mit einem Denkmal für die im Weltkrieg auf englischer Seite gefallenen Wagondaschützen, eine steile Straße in ein sandiges Tal, an der zu beiden Seiten indische Läden lagen, an der Hauptstraße, die schließlich zwischen Regenhütten und Bananenbainen weiterzog, ein paar größere Häuser, ein richtiges Kaufhaus mit drei großen Schaufenstern und zwei Etagen. Ein prachtvoller Golfplatz mit wunderschönem Rasen und einem angenehmen Klubheim. Sieben Hügel, dazwischen tiefe Täler, sechs Kirchen. Darüber eine leuchtende Glut. Darüber eine unbarmherzige Sonne mit weißem Licht, wie ein mit Riesenenergien geladener Mond. Kein Weiser auf den Straßen, nur Kinder und Schwärze. Autofabrik, roter Autofabrik. Auf dem Hügel, ganz für sich, das Villenviertel der Engländer. Ein paar

Tennisplätze, ein europäisches Krankenhaus, eine sehr kleine Kapelle für die Europäer.

Die große Sehenswürdigkeit der Waganda, die Grabvoma des großen Mtesa, hatten die Passagiere noch nicht gesehen.

Dinah Sage legte, wie sie es gern tat, ihre kleine feste Hand auf den Arm von Brausewetter: „Du hast es gewollt, wir nehmen hier Urlaub. Besorge ein Futo, mit fahren nach Rubendi. Wir nehmen einen Schwarzen mit als Führer. Hier ist der Schlüssel zu dem Kasibau, ich habe ihn gestern bekommen. Es wird niemand anders dort sein. Es soll wie ein Traum und einsam dort sein.“ Brausewetter erschrak fast. „Dinah, es besteht kein Versprechen von dir.“

„Man muß nicht mehr darüber reden“, sagte Dinah Sage. „Du hast auf dem Schiff einmal gesagt, ich solle bedenken, das Leben sei kurz, auch für andere.“ Sie schien noch etwas sagen zu wollen: „Man muß es nicht gereden, Frig Brausewetter. Hier hast du den Schlüssel, besorge das Auto, und was sonst noch richtig ist, du wirst siehst das ja, um vier Uhr fahren wir. Man kann die Nacht durch fahren. So, und nun erhalte mir, bitte, etwas ausführlich von deiner Audienz beim Kabaka!“

„Ich habe zwanzig Zeilen story für dich gegeben“, sagte Brausewetter.

„Ich weiß, ich finde sie begeistert“, sagte Dinah Sage. „Es wurde ein Fisch aus dem Viktoriassee serviert, der hatte rosafarbene Fleisch. Der Baron von Tranjebn geriet über diesen Fisch geradezu außer sich. Er behauptete, er schmecke besser als Hummer. „Wenn der Zeppelin tatsächlich zweimal im Monat hier durchfährt“, sagte er zu Edith Morley, „meine liebe Edith, dann, muß ich Ihnen sagen, daß sich die Reise gelohnt. Ich verheie nicht, daß es hier keine Konervenfabriken gibt; der Fisch ist unzählbar gut.“

Edith Morley lächelte, so wie Sieget lächeln: „Ja, mein Lieber: Mache nur wieder deine paar Millionen aus diesem vorzüglichen Fischfleisch! Ich kann dir übrigens damit du siehst, wieviel Interesse ich in Wirklichkeit für alle deine Unternehmungen habe, erzählen: Mir hat deine vormittag ein sehr netter junger Engländer mitgebracht, daß es bei Jinja eine ganz besondere Art von Bananen gäbe. Es gibt ein paar große Haine dort, die tragen doppelt so große wie gewöhnliche Bananen von rosaroter bis dunkelroter Farbe; sie schmecken nach Ananas.“

(Fortsetzung folgt.)

